

Zeitschrift: Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 3 (1846)

Artikel: Der Cardinal Joseph Faesch, Oheim Napoleons, Erzbischof von Lyon, Primas von Gallien, Coadjutor des Fürst-Primas von Germanien, Senator und Grossalmosenier von Frankreich
Autor: Burckhardt, J. Rudolf
Kapitel: III: Faeschs Aufenthalt in Basel (1795-96)
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-109782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zu schließen, reichte sein Reisegeld so wenig, daß er auf dem Wege zwei Kisten, worin seine geistlichen Kleidungen und Bücher sich befanden, verpfänden mußte, die er erst später einzulösen vermocht hat. Diese Kostbarkeiten hatte er bisher immer mit großer Sorgfalt aufbewahrt, aber so viel möglich zu verbergen gesucht, weil in Frankreich in geistlichem Gewande auszugehen damals mit Todesgefahr verbunden war. Dennoch hatte er selbst in der größten Schreckenszeit nie aufgehört, täglich im Stillen sein Brevier fortzulesen, so daß er oft darüber in augenscheinliche Gefahr gerieth und deßhalb gewarnt werden mußte, wobei er vielen Muth, selbst gegen die wildesten Revolutionärs bewiesen haben soll. Ohne auf die Verdienstlichkeit dieses Brevierlesens besonderes Gewicht legen zu wollen, glauben wir doch diesen erwiesenen Umstand absichtlich wiederholen zu sollen, um damit die Richtigkeit jener in Flugblättern und Zeitungsberichten ausgestreuten Berichte darzuthun, die Faesch als einen dem geistlichen Stande von jeher fremden und besonders während jener Zeit ganz ungeistlich dahin lebenden Weltmann darzustellen suchen, der an den Revolutionsgräueln seinen größten Gefallen gefunden und der bei der Armee bloß als einen im Kommissariatsfache, welches sein eigentlicher angeborner Beruf gewesen, sehr thätigen, gewandten, verschlagenen Mann gegolten und erst später, allein des Vortheils wegen, sich wieder einem äußern geistlichen Gepräge unterzogen habe.

III. Faesch's Aufenthalt in Basel (1795—96.)

Faesch kam im Sommer des Jahres 1795 nach Basel. Seine ganze Baarschaft belief sich auf keine zwei Louisd'ors, seine übrige Fahrhabe trug er in einem rothen Schnupftuche. Er stieg oder trat in einem kleinen Gasthose ab und suchte auf der Stelle das Handelshaus auf, wohin sein Kreditbrief lautete

und welches in der St. Johannsvorstadt zu finden war. Beim St. Petersplatz angelangt, fragte er etliche Frauen, die dort unter den Bäumen ruhten, um den Weg. Es mußte der Zufall treffen, daß eine davon Verwandte seines Vaters war. Sie verwunderte sich über die erstaunliche Ähnlichkeit des Reisenden mit dem nach Corsica ausgewanderten Franz Faesch; sie fragten ihn deshalb nach seinem Namen und Geschlecht und wiesen ihn, als er genügende Auskunft ertheilt hatte, sogleich zu seines Vaters Bruder, dem oben (S. 209, b) erwähnten bereits 78jährigen Pastetenbäcker Werner Faesch an der Streitgasse, indem sie in dem festen Glauben stunden, daß dieser kinderlose und begüterte Mann mit Freuden einen solchen Anlaß ergreifen werde, um dem letzten männlichen Sproßlinge seines Zweiges und seinem nächsten Blutsverwandten die beste Aufnahme zu bereiten und ihm alle mögliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Allein so groß ihre und Faeschs Erwartung gewesen war, eben so groß wurde ihrer aller Enttäuschung. Der alte Mann hatte einen solchen Widerwillen gegen seinen, wie er glaubte, abtrünnigen Bruder gefaßt, und war überdies allem französischen und wälschem Wesen so abgeneigt, daß er den Neffen, der kein Wort deutsch verstund, auf der Stelle abwies. Allein dieser wandte sich an den ersten besten Nachbarn, welcher seiner Sprache mächtig schien, um sich durch denselben dem Oheim als nächsten Verwandten zu erkennen zu geben. Es geschah solches durch den jungen Kupferschmied Faesch, welcher sich des Fremden eifrigst annahm und bei dem alten Pastetenbäcker dessen Ansuchen dringend zu empfehlen suchte, welches abermals ganz umsonst war. Mit ihm vereinigten sich noch andere Nachbarn und verlangten, er solle ihm doch wenigstens Obdach gewähren, welches jedoch alles ohne Erfolg blieb. Werner Faesch mußte zwar wohl zugeben, daß der Ankömmling kein anderer als der Sohn seines Bruders sein könne, allein er wollte nun ein für allemal, sei es aus Geiz, sei es wegen seines Widerwillens, mit ihm nichts zu

schaffen haben, so daß der arme Abbé in völlige Verzweiflung gerieth, welches den jungen Kupferschmied Faesch, der gar nicht einmal mit ihm verwandt war,¹⁾ so zum Mitleiden stimmte, daß er es nicht über sich bringen konnte, einen Mann seines Geschlechtes hülflos auf der Straße zu lassen und deshalb seine Eltern um Erlaubniß bat ihn in sein Zimmer und Bett aufnehmen zu dürfen, worauf Joseph Faesch ihm dankbar um den Hals fiel und vor Freuden geweint hat. Damit war nun zwar der ersten Verlegenheit abgeholfen, aber der Abbé sah selbst ein, daß er seinem Wohlthäter, der ihn mit Kleidern versah und ihn bei sich speisen ließ, und dem er öfters versprach, wenn das Glück ihm wieder günstig sei, seiner eingedenk sein zu wollen, besonders bei der damaligen drückenden Theuerung nicht allzuviel zumuthen dürfe. Er wandte sich daher an andere seines Geschlechtes, von denen etliche, so wie deren Verwandte, ihm wöchentlich ein oder zweimal bei sich zu speisen erlaubten, oder ihn auf Spaziergängen freihielten, ihm auch wohl Geldgeschenke zukommen ließen, wofür er ihnen kleine Gegendienste mit Abschreiben und selbst in der Haushaltung zu leisten suchte.²⁾ Denn der arme Mann mußte, um zuweilen nur den Hunger stillen zu können, jedem Erwerbe nachgehen, was sich ihm nur immer darbot. Er wußte gar manchen Tag nicht, wo er am folgenden essen würde, und wenn er nicht ausdrücklich eingeladen war (denn er drang sich Niemanden auf), so blieb ihm nichts anders übrig, als mit unverkauften Resten aus der Pastetenbäckerei seines Oheims vorlieb zu nehmen, der ihm nur wöchentlich zweimal (einmal des Tages) zu essen gab. Derselbe ließ denn sich auch endlich auf vieles Zureden sämmtlicher Verwandten bewegen, ihm ein kleines Zimmer im zweiten Stock, hinten heraus, auf eine bedungene Zeit einzuräumen, nach deren Verfluß aber, als Faesch sich außer Stande befand, wo anders

1) Er gehörte der jüngern Linie von Jeremias an, siehe oben S. 207 (Mitte.)

2) Wie er denn dem berühmten Garfuche Geimüller oft Geflügel rupfen half.

eine Wohnung zu finden, er ihm durch einen geschwornen Notar förmlichst eine Aufforderung zur augenblicklichen Räumung zusenden ließ, welche Aufforderung aber von dem auf's Aeüßerste gebrachten Neffen auf gut corsisch dahin erwidert wurde, daß er den insinuirenden Notar die Treppe herunter geworfen haben soll. Eine ähnliche schnöde Behandlung erfuhr er auch auf der Zunft seines Vaters zu Gartnern, wohin er sich wandte, um Empfehlung oder Unterstützung oder vielleicht auch nur Einsicht in ein Protokoll zu erhalten, wo der Zunftmeister ihn vor Sitzung auf die gröbste Weise anfuhr — eine zwar höflichere, aber nicht minder entnuthigende bei dem Reichsten seines Geschlechtes, bei dem er demüthig das Ansuchen eines Anlebens von 50 Louisd'or gestellt hatte, welches Ansuchen bei vorliegenden Umständen allerdings etwas befremdend vorkommen mochte und abgelehnt wurde — und eine vollends ihn verstimmende bei der Verwaltung des Faeschischen Familienfonds selbst, um dessentwillen er eigentlich aus so weiter Ferne her gereist war. Diese Verwaltung befand sich damals nicht gerade in dem besten Zustande, wie das Faeschische Familienbuch selbst zugibt, sondern war durch Sorglosigkeit und Bequemlichkeit der vornehmen Herren, welche sich den bescheidenen Titel: „einer Köbl. Ober=Inspektion des Faeschischen Familienfonds“ beigelegt hatten, in ein so ungeordnetes Provisorium gerathen, daß gar Niemanden Rechenschaft und Auskunft darüber ertheilt werden wollte und vielleicht auch konnte, wie auch bei andern Verwaltungen ähnlicher Art damals öfters vorgekommen sein soll.¹⁾ Am wenigsten war man aber geneigt einem der Familie ganz fremd gewordenen, außer Ba=

1) Erst seit den Jahren 1814—20 ist in die meisten öffentlichen und Privatanstalten wieder ein regeres Leben gekommen und eine größere Sorgfalt wie ehemals angewendet worden und so hat sich auch durch die Sorgfalt der jetzigen Verwalter der Faeschische Familienfond wieder zu einem geregelten, blühenden und dem Zwecke gänzlich entsprechenden Zustand gehoben, wie sich solches bereits oben in Anmerkung zu S. 1, 208 angedeutet findet.

sel geborenen, einem andern Glauben, anderer Sprache und Sitte
 angehörenden Menschen, und noch dazu, wie es schien, einem
 ganz bedeutungslosen Manne Rede zu stehen, noch viel weni-
 ger durch eine Baarunterstützung ihm und andern einen Vor-
 wand zu geben für die Zukunft fernere Ansprüche an diesen
 Fond laut werden zu lassen. Man machte ihm die ungegrün-
 detsten Einwendungen, bestritt ihm Anfangs die Gewißheit
 seiner Abstammung, nahm sogar Anstoß an der Schreibart sei-
 nes Namens Fesch statt Faesch, während unzählige gedruckte
 und ungedruckte Urkunden und Grabmäler sie selbst hätten über-
 zeugen müssen, daß ihr Geschlechtsname von jeher verschieden
 (Baesch, Faesch, Feesch, Fesch) geschrieben worden ist, — und
 man bedeutete ihm überdieß, daß er wegen Auswanderung sei-
 nes Vaters, versäumten Ansuchens desselben wegen Aufnahme sei-
 ner Mutter in das Baslerbürgerrecht, Nichtunterhaltung des-
 selben, Uebertritt zu einem andern Glauben, sein Bürgerrecht
 selbst und alle Ansprüche an seine Familie längst verwirkt habe,
 welches Gleiche ihm auch entgegen gehalten wurde, als er sich
 um eine Lehrerstelle der französischen Sprache an dem Gym-
 nasium zu bewerben im Sinne hatte oder auch nur um einen
 Platz im Alumnium der Universität (oberen Kollegium) ein-
 kommen wollte. Auf diese Weise in allen seinen Erwartungen
 getäuscht, von seinen Nächsten wo nicht verlassen, doch äußerst
 schnöde behandelt und nicht genugsam unterstützt; wegen seinem
 Glauben, wo nicht angefeindet, doch wenigstens verachtet, konnte
 es ihm nicht verargt werden, wenn er gerade in Basel, der er-
 sten Stadt, wo er mit Protestanten in nähere Berührung trat
 und wo er am ersten eine wohlwollende Behandlung hätte er-
 warten dürfen, den Glauben, dem seine Väter zugethan wa-
 ren, nicht gerade von der vortheilhaftesten Seite wollte ken-
 nen lernen, und wenn er daher den Protestanten in der Folge
 bei jeder vorkommenden Gelegenheit alle die Verachtung, Haß,
 Unduldsamkeit wieder fühlen ließ, die er auf seiner fehlgeschla-
 genen Reise nach seiner Vaterstadt an sich selbst erfahren und

vorher schon von Geburt an bei seinem unduldsamen, halb-wilden Inselfolke und in seiner Schule in sich genährt hatte.

Allein, wie schon oben erwähnt, es waren nicht alle seines Geschlechts und nicht alle seine ehemaligen Mitbürger von den gleichen Gesinnungen gegen ihn eingenommen gewesen, die er bei etlichen unbarmherzigen, oder wir wollen lieber annehmen, allzubequemen Reichen und dem beschränkten Werner Jaesch, seinem nächsten Blutsverwandten, antreffen mußte. Gar mancher aus der Familie Jaesch oder ihr Verwandter und sogar mancher derselben gänzlich Fremde haben sich nach ihren Kräften als wahre Wohlthäter an ihm bewiesen und haben ihn dabei wirklich mit Zartgefühl behandelt, so daß also sein Aufenthalt in Basel nicht lauter unangenehme, sondern auch viele erfreuliche Stunden für ihn dargeboten hat. Am liebsten gefiel er sich in der Buchhandlung des Herrn J. J. Flied in dem Eckhause des Fischmarkts, dem Gasthose des Storchens gegenüber,¹⁾ der, so wie seine ganze Familie dem Abbé Jaesch viele Gefälligkeit erwies und bei welchem gewöhnlich eine auserlesene Gesellschaft sich zusammen fand, die ihm freundlich entgegen trat. Hier las er täglich den französischen Moniteur, welches Journal auch bis zum Ende seines Lebens ihm immerfort Bedürfniß geblieben ist, und horchte auf Nachrichten von seinem Neffen Napoleon Bonaparte, mit dem er übrigens in beständigem Briefwechsel stand und der im Oktober 1795 durch wichtige Dienste, die er der französischen Regierung zu leisten vermochte, wieder zu Glück, Ehre, Anstellung und Ansehen gekommen war. Allein noch einen vollen Winter mußte Jaesch warten, bis der Einfluß und die Macht seines Neffen bis zu dem Grade steigen konnte, um auch ihm wieder eine einträgliche Anstellung verschaffen zu können und während dieser Zeit mußte er sich in alle Umstände und Entbehrungen fügen lernen, von denen der Reich, wie er sich 40 Jahre später

1) Die schon seit mehr als 30 Jahren eingegangen ist.

ausdrückte, sehr bitter zu trinken gewesen ist. Während dieser Zeit hatte er wahrscheinlich vermittelt seines Kreditbriefes Gelegenheit gefunden, seine verpfändete Fahrhabe wieder einzulösen zu können und nach Basel kommen zu lassen, wo seine Freunde nicht wenig erstaunt waren, nicht nur eine ganze Kiste mit theologischen Büchern in Quart und Folio, sondern auch in einer andern nicht weniger als fünf vollständige Messornate und (worauf er sich nicht wenig zu gut that) den violettnen Talar eines Archidiacono und mehrere Soutanen zu erblicken, welches er selbst zur Zeit der höchsten Noth niemals hatte veräußern wollen, indem er immerfort die Hoffnung hegte, einst seine Stelle wieder einnehmen zu können. Auch soll er zu Basel immerfort täglich sein Brevier gebetet, aber niemals weder geistliche Tracht getragen, noch jemals die hiesige österreichische katholische Gesandtschaftskapelle besucht haben, wahrscheinlich um vor den vielen hier wohnenden Franzosen alles Aufsehen zu vermeiden, welches mit seiner gewöhnlichen Behutsamkeit ganz übereinstimmend gewesen ist. Das gleiche zurückhaltende Betragen beobachtete er auch in allem seinem Thun und Lassen, in seinem Gespräche, seiner Correspondenz (die empfangenen Briefe soll er alle verbrannt haben), in seinem ganzen Aeußern, das übrigens als ganz anständig und würdevoll geschildert wird, so wie auch seine Kleidung demselben entsprochen habe. Die deutsche Sprache soll er sich während seinem Aufenthalte auch insoweit angeeignet haben, um sich in dem Nothwendigsten auszudrücken und dasselbe zu lesen und ein Gespräch theilweise zu verstehen, nicht aber bis zu dem Grade, um wie er wünschte, jungen Leuten, die keine andere Sprache kannten, im Französischen, Italienischen und Lateinischen Unterricht ertheilen zu können.

Auf diese Weise hatte der ehemalige Archidiacono von Ajaccio in Basel fast acht meist traurige Monate zugebracht, immer in Erwartung eines bessern Glückes, welches auch einmal wieder kommen werde, als auf einmal ihm von Napoleon, der

auf der Abreise zum italienischen Heere begriffen war (März 1796), die Weisung zukam, sich eiligst nach Paris zu verfügen, um sich vor den Behörden zu stellen, die ihm die Generaldirektion der Ambulances seiner Armee zugedacht hatten. Nur 8 Tage Zeitfrist waren ihm dazu anberaumt und 5 Tage gebrauchte man damals, um in der sogenannten Diligence Tag und Nacht fahrend, Paris zu erreichen und wenigstens ebenso viele Louisd'ors, um die Kosten bestreiten zu können. Faesch hatte statt all diesem nur Schulden, denn der Nefte war außer Stande über irgend etwas zu verfügen (seine eigene Mutter darbt noch in Marseille) und kein Geld war mit der Aufforderung angekommen. Allein so groß war schon vor Eröffnung des ersten Feldzugs das Vertrauen des Volkes in das künftige Glück des jungen Helden, daß der Kondukteur, froh nur den Oheim desselben führen zu können, ihm einen Louisd'or nachließ, und sämtliche Verwandte und Freunde Faesch's so viel für ihn sammelten, um ihn in den Stand zu setzen, seine Schulden und die Reisekosten abzubzahlen, worauf selbst der alte Oheim glücklich, seiner los zu werden, sich bis zu einem Geschenk von 3 Louisd'or angriff, die denn auch Faesch noch unverfehrt nach Paris gebracht hat und damit im Stande war seine ersten Einrichtungen für seine Erscheinung bei dem Heere bestreiten zu können.

IV. Fernere Schicksale Faesch's bis zu seinem Wiedereintritte in den geistlichen Stand (1796—1802.)

Die Geschichte nennt wenige Jahre, in denen ein Feldherr mit einem so beispiellosen Glücke begleitet gewesen sei, als dasjenige, welches mit dem April 1796 oder der Eröffnung des Feldzuges von Napoleon an der Grenze von Frankreich begonnen und mit dem April 1797 mit dem Waffenstillstand von Leoben, 10 Posten von Wien, geendet hat. In dieser